



Immer unterwegs

Einen Führerschein hat er nie gemacht, ist aber nonstop auf Reisen. Für die UFA besucht Hofmann Festivals, schaut auf Filmsets vorbei, richtet Premieren aus. Das Wichtigste ist aber immer die Frage: Was wird das nächste große Ding?

N I C O H O F M A N N

„DEUTSCHE FILMLEUTE BEZIEHEN ZU SELTEN STELLUNG“

INTERVIEW TOM JUNKERSDORF & ULF PAPE FOTOS ROMAN GOEBEL

Er ist CEO einer der größten Filmproduktionsfirmen Europas. Im GQ-Gespräch wirft Nico Hofmann seiner Branche einen Mangel an Haltung vor, schwärmt vom Serien-Boom und warnt alte Machthaber davor, der nächsten Generation den Weg nach oben zu blockieren

Herr Hofmann, leiden wir Deutschen unter einem Haltungsschaden?

Sie spielen auf den Titel meines Buchs an, „Mehr Haltung, bitte!“. Damit ist allerdings nur meine eigene Branche gemeint. Es gibt in diesem Land unheimlich viele Menschen, die sich artikulieren und politisch aktiv sind. Ich finde aber, dass wir Filmleute zu selten Stellung beziehen. Die „Bild“-Zeitung hat, soweit ich weiß, 25 Kollegen angerufen, um eine Aussage zum #metoo-Skandal zu bekommen. Drei haben geantwortet. Ich denke, wir wären gut beraten, uns bei großen politischen Themen deutlicher einzumischen, so wie es etwa in Amerika geschieht.

Warum tun das hier so wenige?

Das liegt an der Fehleinschätzung, Künstler sollten sich am besten überhaupt nicht zu aktuellen Problemen äußern. Viele fürchten, sie entsprächen dann nicht mehr dem Publikumsgeschmack. Genau das Gegenteil ist der Fall. Ich glaube, dass wir uns mehr denn je in unserer Gesellschaft für Integrität und soziales Engagement interessieren sollten. Wer steht wofür gerade? Wer ist glaubwürdig? Das wird bei Kreativen oftmals missverstanden. Eine Menge Leute meinen, der Mit-

telweg sei die Lösung. Aber das stimmt nicht mehr.

Hat sich dieses Gefühl, immer möglichst neutral bleiben zu müssen, in letzter Zeit verstärkt?

Ja, das hat es. Weil wir mittlerweile in einer gläsernen Gesellschaft leben. Du kannst über jeden alles googeln. Du kannst Leute innerhalb von 24 Stunden zur Persona non grata erklären. Hysterie ist allgegenwärtig. Entweder ist etwas ganz hysterisch toll, oder es ist ganz hysterisch schlimm.

Die Feuilletons wirken oft sehr auf eine Meinung eingeschworen, die Talkshows dagegen völlig überhitzt. Wo können wichtige Debatten heute noch geführt werden?

Guter Journalismus spielt da nach wie vor die zentrale Rolle. Als Leser habe ich immer von Blattmachern profitiert wie Giovanni di Lorenzo bei der „Zeit“, Kai Diekmann bzw. jetzt Julian Reichelt bei der „Bild“, Frank Schirrmacher bei der „FAZ“ oder auch Christian Krug beim „Stern“. Das sind Journalisten, die ihr jeweiliges Medium als ein ganz klares Forum für Debatten aufgestellt haben. Man muss sich nur mal daran erinnern, mit was

für einer Vehemenz Frank Schirrmacher schon vor langer Zeit eine Diskussion zum Thema Digitalisierung losgetreten hat. Damals wusste keiner, was er eigentlich mit diesem Thema, mit seiner ganzen Aufregung will. Inzwischen, vier Jahre nach Schirrmachers Tod, mitten in den großen Datensandalen, wissen wir es. Journalisten müssen sich als Debattenauslöser sehen.

Aber wie erreicht man ein jüngeres Publikum mit diesen komplexen Themen?

In guten Late-Night-Talks zum Beispiel. Ich hatte gerade eine Begegnung mit dem neuen amerikanischen Botschafter in Berlin und merkte dabei wieder einmal, dass Amerikaner mit einer völlig anderen Selbstverständlichkeit über Politik reden. Das gilt auch für ihre Late-Night-Shows. Da werden harte Themen so angepackt, dass viele sich dafür begeistern. Nach der Wahl von Donald Trump sind Hunderttausende von Frauen in Los Angeles, Washington und New York auf die Straße gegangen, um über das Frauen- und Männerbild von Trump zu diskutieren. Wie leidenschaftlich Amerikaner streiten ist hier undenkbar.

Warum ist dies so?

Weil sie anders erzogen sind. Sie haben ein anderes Selbstverständnis, mit Demokratie umzugehen, und lernen schon auf der Highschool in Rhetorikkursen, ihre Debatten zu führen. Das erschöpft einen ja auch manchmal. Ich finde es immer wahnsinnig anstrengend,

mit Freunden aus Amerika beim Abendessen vier Stunden permanent lautstark zu diskutieren. Da herrscht ein anderes Level an Heftigkeit, an Dynamik. Aber mir gefällt natürlich auch, wie offen und kontrovers man sich unterschiedlichen Meinungen stellt. In Deutschland ist das oft ein Versteckspiel, bei dem man sich erst mal eine halbe Stunde fragt, wo der andere steht, bevor man seine persönliche Meinung äußert. Roland Emmerich, das nur als ein Beispiel, geht in den USA seit 20 Jahren offensiv mit seiner Homosexualität um, ohne vorher wissen zu wollen, wie der andere Schwule findet. So was vermisste ich in Deutschland.

Wenn Sie als CEO einer großen Produktionsgesellschaft wie der UFA sagen: „Mehr Haltung, bitte!“, ist das auch eine Aufforderung an die eigenen Mitarbeiter, sich zu positionieren?

Es ist zunächst einmal eine Herausforderung. Die UFA ist ein kreatives Unternehmen, das von täglicher Freiheit, von täglichem Diskurs und Widerspruch lebt. Ich komme gerade aus einer Morgensitzung mit Vertretern eines Senders. In solchen Gesprächen geht es durchaus auch um Menschenbilder, um die Moral in den Geschichten. Warum drehen wir etwas, und wie drehen wir es? Deswegen müssen wir in einem Unternehmen wie der UFA als Erstes dafür Sorge tragen und Bedingungen schaffen, dass Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sich wirklich komplett angstfrei äußern können, und zwar überall – auch mir gegenüber. In dieser Hinsicht ist gerade vieles im Umbruch.

Was sind da für Sie die zentralen Themen?

Wir reden über echte Gleichberechtigung von Frauen. Oder über ältere Kollegen, die die Bereitschaft zeigen müssen, den Jüngeren ihren Freiraum zu gewähren. Wir reden über die Kreativität der jungen Autorinnen und Autoren, von Regisseurinnen und Regisseuren. Am Ende läuft es immer auf dasselbe hinaus: eine Atmosphäre der Offenheit in der eigenen Firma zu schaffen. Das ist eine riesige Aufgabe.

Wenn Sie das so eindringlich formulieren, heißt das doch aber auch, dass es vorher mit der Angstfreiheit nicht so weit her war?

Ich denke, das ist eher eine allgemeine Entwicklung. Die gesamte Film- und Fernsehindustrie tut im Moment gut daran, der nächsten Generation zuzuhören. Man kommt im Digitalbereich und bei neuen Programmformaten nur dann voran, wenn man den 35-Jährigen vollinhaltlich die Führung in diesem Bereich überlässt. Und das bedeutet für viele 45-Jährige und 60-Jährige in der UFA, Macht abzugeben. Dies betrifft übrigens Männer und Frauen gleichermaßen. Aber im

Grunde ist klar: Wenn du ein Unternehmen nicht ununterbrochen von unten verjüngst, und zwar mit den besten Talenten, die du kriegen kannst, scheitern wir am Markt an den vielen jungen Start-ups, die sich mit externem Kapital gegen uns verbünden.

Das klingt nach einem hehren Führungsstil. Wie vereinbart man das mit dem Druck, an der Kinokasse und bei der Einschaltquote zu bestehen?

Hehr ist das falsche Wort. Ich würde den Führungsstil selbstkritisch nennen. Damit will ich nicht sagen, dass wir überall schon Klassenbeste sind. Ich beschreibe nur die Aufgabenstellung, weil ich so oft selber gefragt werde: „Was machst du denn jetzt Neues bei der UFA? Das läuft doch alles, oder nicht?“ Dazu fällt mir nur ein, dass die UFA ein extrem lebendiges Gebilde ist. Und es sind die Ideen und die Kreativität des ganzen Teams, von dem es sich ernährt.

Was ist gegenwärtig Ihr größtes Ziel?

Ich habe eine klare Vereinbarung mit Bertelsmann, dass ich mit 65 Jahren aufhören werde. Das finde ich immer noch sehr richtig. Du musst den Jüngeren eine Perspektive geben. Bis dahin wird es mein großer Auftrag sein, die Firma so auszurichten, dass die Game-Changer in der entsprechenden Mannschaftsaufstellung an der richtigen Position stehen. Dafür muss man wissen, welche die zentralen Themen der 45-Jährigen und der 35-Jährigen sind.

Für wie kreativ halten Sie die Konkurrenz?

Oliver Berben und Quirin Berg beispielsweise sind in ihrer Liga Produzenten, die momentan eindeutig Schwerpunkte setzen. Aber genauso gibt es bei der UFA großartige Produzenten wie Benjamin Benedict, Jörg Winger oder Sebastian Werninger. Ich bin begeistert von „4 Blocks“, „Dark“ oder genauso von „Bad Banks“, eine Produktion von Studio Hamburg. Gleichzeitig ist das eine Herausforderung, wie wir bei der UFA nach „Deutschland 86“ oder nach der jetzt entstehenden Serie von Michael Haneke die nächste große High-End-Produktion angehen.

Wird der Kampf um Talente schwieriger?

Ganz klar: ja. Wir sind in einem Boom-Markt und erleben derzeit wirklich eine goldene Phase im Bereich Produktion. Das hat auch damit zu tun, dass der Printbereich immer mehr Bewegtbild von uns will, bei der werbenden Industrie ist es das

Gleiche, das heißt, die großen Konzerne switchen plötzlich auch auf Bewegtbild. Ich führe gerade mit drei Autoherstellern Gespräche über riesige Volumina. Und wir haben mit Plattformen wie Netflix, Amazon, Sky usw. die ganze digitale Erweiterung. Diese Goldgräberstimmung macht Druck auf den Markt, auch weil herausragende Produzentenpersönlichkeiten nicht jedes Jahr, sondern nur alle paar Jahre auftauchen.

Sie unterrichten auch an der renommierten Filmakademie Baden-Württemberg in Ludwigsburg – um mit der jüngsten Generation von Filmschaffenden im Gespräch zu bleiben?

Die Lehrtätigkeit ist ein ganz zentrales Modul für mich. Ich fahre morgen wieder hin, für die Aufnahmeprüfung. Dort erlebe ich immer einen intensiven Austausch mit jungen Talenten. Zu verstehen, wie die junge Generation tickt, wie sich die Welt verändert, welche Themen sie beschäftigen – daraus ziehe ich eine enorme Energie und auch Erdung. Es ist auch ein offenes Geheimnis, dass ich viele Leute von Ludwigsburg zu uns ins Unternehmen geholt habe. Christian Schwochow, der nun „Bad Banks“ gemacht hat, hat bei mir studiert. Ebenso Philipp Kadelbach, der später Regie bei „Unsere Mütter, unsere Väter“ geführt hat, oder Burhan Qurbani, der nach unserer Produktion „Wir sind jung. Wir sind stark.“ jetzt „Berlin Alexanderplatz“ dreht.

In Ihrem Buch schreiben Sie: „Das Beste am Lehrersein ist, von den Schülern überflügelt zu werden.“





Immer im Dienst
Die Fotos im Hintergrund zeugen von großen UFA-Erfolgen. Rund 4.500 Fernsehstunden zum Beispiel liefert der deutsche Marktführer von TV- und Filmproduktionen pro Jahr

Das muss man aber auch zulassen. Du musst akzeptieren können, dass jemand besser wird als du. Christian Schwochow kann als Regisseur tausendmal mehr, als ich es je vermochte. Das ist ein Gedanke, den viele nicht aushalten. Das Elend des deutschen Lehrkörpers besteht eigentlich darin, dass es die Professoren nicht ertragen, dass ihre Studenten besser sind als sie in ihrer Mittelmäßigkeit.

Sie haben als Junge mit acht Jahren angefangen, Filme zu drehen, haben Kinovorführungen im Keller Ihres Elternhauses veranstaltet. Heute sind Sie CEO und leiten das große Ganze. Fehlt Ihnen das Filmen nicht?

Manchmal schon, aber ich habe einfach nicht mehr die Geduld dafür. Der Südwestrundfunk hatte mir vor Kurzem angeboten, Regie bei einem Remake eines meiner eigenen „Tatorte“ zu führen. Das Problem ist, wenn ich das tatsächlich täte – vorbereiten, drehen und schneiden –, wäre ich ein Vierteljahr weg. Das kann ich als Geschäftsführer der UFA nicht machen.

Sie haben Ihre Arbeit als Regisseur aufgegeben, um Produzent zu werden. Dann haben Sie das Produzieren aufgegeben, um CEO zu werden. Warum haben Sie sich vom kreativen Schaffen gelöst?

Es waren immer ganz klare zentrale Momente, in denen ich aufgehört habe. Den Regieberuf habe ich aufgegeben, als Stefan Krohmer mit „Barracuda Dancing“ seinen Diplomfilm bei mir als Student gemacht hatte. Das war ein großartiger Film. Ich selber hatte damals „Solo für Klarinette“ mit Götz George gedreht, aber auch schon mit Produzenten wie Regina Ziegler und Bernd Eichinger zusammengearbeitet, beide ganz außergewöhnliche, selbstbewusste, starke, kreativgetriebene Persönlichkeiten. Damals gab es noch eine Reihe von Herstellungsleitern, die sich Produzenten nannten, aber in Wirklichkeit für die Sender nur dieses und jenes erledigten und sonst überhaupt keine ...

... Visionen hatten?

Null Visionen! Die verhielten sich wie schlichte Dienstleister. Ich war damals Ende 30 und habe mich gefragt, ob das Produzieren nicht die interessantere Variante für meinen weiteren Lebensweg sei.

Weil Sie mehr anstoßen wollten?

Viel mehr. Ich wollte kreativ mitgestalten und größer denken. Und ich bin wirklich wahn-sinnig ungeduldig. Am Set von „Solo für Klarinette“ froren uns in Berlin im tiefsten Winter die Toiletten zu. Dann muss man die wichtigste Szene des Films bei minus 17 Grad abdrehen. Irgendwann merkte ich, dass ich dafür nicht mehr gemacht war.

Auf welche Art haben die neuen Player Einfluss auf unsere Sehgewohnheiten?

In den letzten zehn Jahren hat sich in der Ästhetik des Storytellings vieles massiv verändert. So etwas wie „Bad Banks“ wäre 2008 nicht möglich gewesen. Aber mittlerweile haben wir uns an eine Flut von seriellen Narrationen gewöhnt. Und die Zuschauer kennen sich extrem gut aus, weil sie Serien konsumieren, wie sie früher Romane gelesen haben. Was mich, meine Generation und die Suche nach der Rolle der Väter angeht, möchte ich jetzt gerne sehen, wie ich das zusammen mit den Jüngeren weiterspinnen kann.

Über Götz George sagten Sie einmal, er habe jeder Generation einen neuen Typ Mann gegeben.

Ich war gerade am Wochenende wieder an seinem Grab. Er war wirklich ein absoluter Ausnahmeschauspieler. Das hat mit der eigenen Rolle zu tun, die er gespielt hat, mit seiner eigenen politischen Emanzipation und wie er mit seiner übermächtigen, unerreichbaren Vaterfigur umging. Da gab es zwischen uns viele Seelenverwandtschaften. Zum einen beeinflusste er mich als Regisseur am stärksten, das war die erste Phase. Unsere Verbindung potenzierte sich dann, weil ich später auch mit ihm produziert habe. Er hat viele Filme bei uns geprägt, zuletzt die Produktion „George“ über seinen eigenen Vater Heinrich George. Den hatte er 14 Jahre mit und in sich herumgetragen. Bei ihm wie bei mir war das ein Lebensthema.

Warum gibt es Schauspieler wie ihn nicht mehr?

Götz kann man nicht noch mal erfinden. Aber ich sehe durchaus eine enorme Zahl an talentierten Schauspielern in diesem Land. Der große Unterschied zu jemandem wie Götz ist tatsächlich, dass er sich bei gesellschaftlichen Themen eingemischt hat. Als die Massenentlassungen im Ruhrgebiet anstanden, ist Götz in Schimanski-Jacke auf die Straße gegangen und stand da gemeinsam mit den Streikenden. Das war für ihn keine leere Geste, sondern eine tief empfundene politische Haltung. So ist er übrigens mit all seinen Figuren umgegangen.

Selbst Hollywood bringt nicht mehr die großen Leading Men hervor, die George Clooneys und Brad Pitts, von denen man alles sehen will. Auch in der Politik hat man sich nach dem Tod von Helmut Schmidt gefragt: Wo sind die Persönlichkeiten, an denen sich alle entzündend? Ist so was in unserer Zeit nicht mehr möglich?

Also ein Leading Man ist für mich nach wie vor eine Frau, nämlich Angela Merkel. Ich kann diese ständigen Forderungen nach ihrer Abberufung nicht mehr hören und finde auch das Verhalten von Horst Seehofer äußerst kritisch. Was man ganz klar sagen muss: Wir haben momentan in Deutschland Pro-



Kollegen und Freunde
Schauspieler Götz George († 2016) spielte unter Hofmanns Regie und wurde ein enger Vertrauter

SEIN LEBEN – EINE DEUTSCHE FILMGESCHICHTE



Frühe Leidenschaft
Bereits mit elf Jahren drehte Hofmann Super-8-Filme, die er im eigens eingerichteten Kino im Keller des Elternhauses zeigte



Vater und Sohn
Mit vier Jahren besucht Hofmann mit seinem Vater die Leichtathletik-WM. Die Auseinandersetzung mit der Vätergeneration wurde sein zentrales Thema



Streitbar
Der von Hofmann produzierte Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ (mit Tom Schilling, Trystan Pütter, Miriam Stein, Volker Bruch, v.l.) löste 2013 eine große Debatte zur Geschichtsbewältigung aus

Fotos: Privatarchiv Nico Hofmann (2), Boris Laovan, Courtesy of „Mehr, Halung, bitter“ von Nico Hofmann, erschienen im C. Bertelsmann Verlag; Brauer Photos

bleme damit, Leitbilder zu kreieren. Bei Emmanuel Macron erkenne ich, dass er den Mut aufbringt, eine Utopie zu entwickeln, wie man leben will – und dann aber auch eine Vorstellung hat, wie man diese Utopie durchsetzt und sagt: „Wir treten groß an und nicht klein.“ Es beeindruckt mich sehr, wie er von seiner Linie nicht beim ersten Widerstand abweicht, sondern für das, was er fordert, geradesteht. Die deutsche Politik wäre gut beraten, ihn auf dieser Reise zu begleiten.

Weshalb hat es Sie selber nie in die Politik verschlagen?

Ich kenne viele Politiker gut und weiß daher, dass ich das nicht könnte. Politik ist ein ungeheuer schwieriges Geschäft, aus zwei Gründen: Die physische Belastung ist extrem hoch, weil es keine Ruhephasen gibt. Außerdem könnte ich in dieser permanenten Berichterstattung nicht funktionieren. Nehmen Sie beispielsweise Jens Spahn. Der kann ja keinen Schritt tun, ohne dass ihn dabei jemand beobachtet und das kommentiert. Da hast du keinerlei Freiraum mehr, keinerlei Auszeit und kannst dich nie auf eine Position zurückziehen, von der du das Ganze aus einer gewissen Distanz betrachten kannst.

Eine Karriere wie Ihre bedeutet doch aber auch, Impulse zu setzen, für Themen zu kämpfen, Kritik einzustecken. Welchen Preis zahlt man dafür?

Ich glaube, viele Politiker fragen sich jeden Tag, welchen Preis sie dafür bezahlen. Jeder Vorschlag ihrer Programme ist immer auch eine Steilvorlage für ihre Gegner. Das muss man wollen. Bei mir gab es natürlich auch bei vielen meiner Filme unglaublich viel Gegenwind. Wir haben ganze Archive voll mit Kritiken, bei „Unsere Mütter, unsere Väter“ ging das so weit, dass es hieß, ich sei jetzt ein „rechtsreaktionärer Revisionist“. Dieses Dauerfeuer über Monate musst du erst einmal aushalten.

Trotzdem wirken Sie bei allem, was Sie machen, enorm entspannt.

Gerade jetzt fühle ich mich überhaupt nicht entspannt, weil ich grauenvolle Zahnschmerzen habe. (lacht) Aber ich kann tatsächlich ganz gut relaxen, weil ich viel mit Menschen zusammen bin, bei denen ich das Gefühl gegenseitiger Wertschätzung genieße. Das ist extrem wichtig.

Wie schaffen Sie es, genug Zeit für Freundschaften freizuhalten?

Wenn man diese Beziehungen zu stark vernachlässigt, entwickelt man sich in eine Richtung, aus der man irgendwann nicht mehr zurückfindet. Deswegen nehme ich mir die Zeit einfach. Meine aktuelle Lieblingsbeschäftigung ist, auf dem Wannsee Boot zu fahren. Damit habe ich fast das ganze letzte Wochenende verbracht. Um kurz vor fünf geht die Sonne auf, und bis um halb elf die anderen



Immer einsatzbereit
Einer der forderndsten Jobs der Medienbranche hält Hofmann nicht davon ab, stets freundlich und ruhig aufzutreten

Segelboote kommen, hat man den See völlig für sich allein. Selbst die Wasserschutzpolizei fängt erst um kurz nach neun an. Und wenn man das Ganze etwas nach hinten verlegt, kann man es auch mit Freunden machen. Ohne Menschen, die dich spiegeln, die kritisch mit dir sind, die dich lange kennen, ist es schwierig.

Wie organisieren Sie Ihr Privatleben?

Das ist der Vorteil des Alleinlebens. Ich habe keine Familie, muss auf niemanden Rücksicht nehmen. Man kann das jetzt auch negativ formulieren und sagen, bei mir scheitern alle Beziehungen. Aber der Punkt ist, dass die UFA ein partnerschafts- und familienfreundliches Unternehmen ist. Die Zeit, die die anderen von freitagnachmittags um fünf bis Montag früh mit ihren Familien verbringen, verbringe ich mit Freunden.

Die letzte spannende Begegnung war...

... auf dem Geburtstag von Wolfgang Porsche. Da habe ich drei Stunden mit Tobias Moretti und dem österreichischen Bundeskanzler Sebastian Kurz zusammengesessen. Wir haben über Populismus diskutiert. So was genieße ich sehr.

Wenn Sie irgendwann vor Gott stehen, welchen Film würden Sie ihm zeigen?

(lacht) Generell alle Filme! Aber nichts hat mich so beeindruckt wie der italienische Neorealismus. Wahrscheinlich würde ich dem Lieben Gott Federico Fellinis „Achteneinhalb“ vorführen. Es gibt keine schönere Allegorie aufs Leben, den Wahnsinn unseres Berufs, auf Kunst und Kultur, wie in „Achteneinhalb“. Der Film hat alles. GG